

Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 61 (1974)
Heft: 4

Artikel: Macht und Elend der Zensuren
Autor: Multer, Rita
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-528194>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

sen, welcher den Kadettenunterricht ersetzen wird und den obligatorischen Sportunterricht ergänzen soll, indem er die Schüler in einer Sportart fördert und damit zu einer selbständigen sportlichen Tätigkeit anregt. Er will darüber hinaus Bewegungsschulung ermöglichen, die Schüler aller drei Oberstufen zusammenführen und zu einer vernünftigen Freizeitbeschäftigung anregen. Die Durchführung entsprechender Kurse ist für die Gemeinden obligatorisch. Die Kurse werden in verschiedenen Sportarten durchgeführt. Die Auswahl ist Sache der Gemeinden, wobei auf die örtlichen Verhältnisse (Anlagen, Vereine usw.) Rücksicht zu nehmen ist. Vom Erziehungsdepartement werden folgende Sportarten empfohlen: Leichtathletik, Geräteturnen, Handball, Volleyball, Basketball, Schwimmen, Gymnastik, Orientierungslauf, Fitness. Ein Kurs erstreckt sich über eine oder zwei Wochenstunden.

Mädchen und Knaben werden in der Regel getrennt unterrichtet. Die neue Verordnung tritt am 1. Mai 1974 in Kraft.

GE: Über siebentausend Hochschulstudenten

Die Universität Genf hat Ende 1973 die Zahl von 7000 Studenten überschritten. Mit 3033 Studentinnen und 3978 Studenten (Total 7011) beträgt die Zunahme der Immatrikulierten seit 1972, laut einem Communiqué des Universitäts-Pressedienstes, 4,89 Prozent.

Der Anteil ausländischer Studenten an der Genfer Universität, der 1969/70 noch 30,29 Prozent ausmachte, ist auf 24,41 Prozent gesunken. Während der Prozentsatz der Studenten, die aus anderen Kantonen kommen, ungefähr gleichgeblieben ist (ca. 28), stieg jener der Genfer von 40,75 (1969/70) auf 46,62 Prozent.

Macht und Elend der Zensuren*

Rita Multer

Es sind nicht nur die Schüler, die über Zensuren klagen, und nicht nur die Eltern. Eine grosse Zahl Unzufriedener findet man unter den Lehrern selbst. Wenn über Noten und deren Urheber zu Gericht gesessen wird, übersieht man nur zu leicht, welche Schwierigkeiten sich vor dem Beurteiler auftürmen. Sie wachsen mit seinem Bemühen um Gerechtigkeit. Diese «Gerechtigkeit» ist vielköpfig wie eine Hydra. Weniger deshalb, weil die menschliche Gerechtigkeit immer subjektiv bleiben wird, nie alles berücksichtigen kann und bei Vergleichsmöglichkeiten meist passen muss, sondern weil auch die Art der Notengebung selbst voller Mängel steckt, die offen zutage liegen.

Liegt es an den Zahlen?

Man hat im Laufe der Jahrhunderte und in verschiedenen Ländern eine Reihe von Zahlskalen ausgeklügelt, um die verschiedenen Leistungen in den einzelnen Abstufungen auszudrücken. Das fängt mit 1 an oder umgekehrt und hört irgendwo auf. Im Holländischen ist bei 10 der beste Stand erreicht. In Frankreich operiert man mit einem

20-Punkte-System. Bei uns in Deutschland ging man einmal mit 4 und je einer halben Stufe vor, so dass eigentlich 7 entstanden, daraus wurden fünf Noten, und zurzeit verweilen wir bei sechs. Das gilt für die Zeugnisse. Die Schulaufgabennoten werden häufig durch ein Plus- oder Minuszeichen um einen halben oder sogar um einen Viertelwert verändert. Daraus geht hervor, dass die Zensuren mehr als eine nominale Bedeutung haben. Sie geben in der Regel eine Rangordnung an.

Das Plus oder Minus bei je einer Note, die schwache Drei oder das Noch-Eins machen in Wirklichkeit aus der Skala mit sechs Bewertungsstufen ungefähr ein sechzehnteiliges System, das allerdings im Zeugnis wieder auf den Urzustand zusammensinkt. Dem Zustandekommen der Zeugniszensuren liegt also doch mehr oder weniger nicht etwa eine rechnerische Handlung, sondern ein individuelles Abschätzen und Abwägen des Für und Wider zugrunde, das ausserdem nur schlecht nachzumessen oder zu vergleichen ist. Daraus ergibt sich der Schluss: Das Zahlsystem zur Bewertung der Leistungen ist also kein exaktes Durchschnittsergebnis einzelner Arbeiten, wie wir uns und anderen gerne glauben machen sollen, sondern eine

mehr oder minder persönliche Angelegenheit des Lehrers.

Es liegt am Beurteiler

Es kann also nicht die Zahlenskala schuld sein, die es so schwer macht, zu beurteilen, und die man ändern müsste. Die oben beschriebene Art käme bei einer eventuellen Erweiterung oder Verkürzung immer wieder zum Vorschein. Das berichten die Holländer mit ihrem zehnstufigen System genauso wie die Schulen anderer Länder mit ähnlichen Praktiken (vielleicht mit Ausnahme von England, Schweden, USA). Dass die Zahlen zwar nicht ausschliesslich, doch bis zu einem gewissen Grad der subjektiven Handhabung unterworfen sind, beweist am besten der Vergleich von Lehrer zu Lehrer. Solche Vergleiche liegen vor. Man liess zum Beispiel kürzlich 100 angeblich gleichwertige Aufsätze von 100 Lehrern beurteilen. Das überraschende Ergebnis reichte von Note 1 bis Note 6! Es hängt nicht nur daran, dass jeder Schüler bei jedem Lehrer anders reagiert, sondern dass jeder Beurteiler unwillkürlich andere Massstäbe anlegt.

Der eine schwört darauf, dass sich der Schüler durch eine mildere Bewertung in seinen Leistungen steigert, der andere behauptet das Gegenteil. Es herrschen Ansichten, die einen Lehrer sogar deshalb zu einem guten Lehrer stempeln, weil er streng zensiert. Der grosszügige dagegen sieht sich zum laschen Jobjäger degradiert oder zum unkritischen, weil unwissenden Nichtskönnner. Sich vorzustellen, dass Leistungen auch aufgrund von gutem oder schlechtem Unterricht unterschiedlich zustande kommen, zählt ausserdem zu den Sorgen, ausgelöst von der Lehrperson.

Auch die eigene Schulerfahrung kann bei der Zensurenerteilung eine Rolle spielen, persönliche Erlebnisse, von der Erinnerung verklärt oder getrübt, entscheiden oft im letzten, ob «ausreichend» oder «mangelhaft» auf der Arbeit steht.

Es liegt am Schüler

Ganz gewiss darf im Lehrer-Schüler-Verhältnis, wie es nun einmal die Unterrichtssituation bietet, nicht der eine kritisiert und der andere unberücksichtigt gelassen werden. Es ist allgemein bekannt, dass Leistun-

gen durch Jahreszeiten, Wetter, Stimmung, morgendliche Familienszenen oder einfach durch ordinäres Bauchgrimmen beeinflusst werden. Dass sie auch mit Liebe und Abneigung zu der unterrichtenden Person wenigstens unbewusst zusammenhängen, weiss jedes Kind. Die Mehrzahl der Schulaufgaben könnte durch einen Mittelwert annähernd bestimmt werden. Aber darf man das Mittelwert nennen, wenn bei dreien von vier Schulaufgaben die eine oder andere Situation oder mehrere auf einmal mitspielen und nur eine Probe von diesen äusserlichen Zufälligkeiten verschont wurde?

Es liegt am Fach

Wie eine Note ausfällt, das hängt oft auch mit der Wichtigkeit des Faches zusammen. Die sogenannten Hauptfächer – und diese wechseln wieder von Schultyp zu Schultyp – verlangen meist nach einer strengeren Bewertung. Die Antwort mag heissen, Deutsch und Mathematik zum Beispiel sind eben schwierige Fächer! Aber könnte man nicht zugleich behaupten, dass sie wegen des Respekts vor dem «Hauptfach» künstlich schwierig gemacht werden? Im Gegensatz dazu die sogenannten Nebenfächer! Hier fällt mancher Lehrer der Versuchung anheim, nach der Plage mit der Aufsatzbewertung nun ausruhen zu dürfen. Er lockert seine Massstäbe, denn hier sei es nicht so wichtig. Nebenfächer sind zudem manchmal Neigungsfächer, bei denen Fleiss und Aufmerksamkeit anderen Gesetzen unterliegen. Diese also müssten bei der Beurteilung eine Sonderbehandlung erfahren. Die Wichtigkeit eines Faches und dessen Leistungsbewertung aber spielt auch dort eine Rolle, wo man sie nach der lebenswichtigen oder berufsträchtigen Ausrichtung bemisst. Vom Standpunkt der Industriegesellschaft aus würde demnach das Fach Mathematik oder Physik über die anderen Fächer triumphieren. Es existieren sogar empirische Beobachtungen über den sozialen Rang des Faches in bezug auf das soziale Ansehen des einzelnen Lehrers oder der betreffenden Schule.

Es liegt an den obersten Schulbehörden

Man könnte gegen diese subjektiven Massstäbe zu Felde ziehen, und zwar mit der ka-

tegorischen Anweisung von oben. Bei schultests, Prüfungen usw. ist das tatsächlich der Fall. Fragt sich nur, ob die Schulbehörden, beziehungsweise das Gremium, das die Aufgaben und deren Beurteilung ausarbeitet, selbst frei ist von Einflüssen, die auch für die einzelne Lehrperson gelten? Es ist möglich, dass dies energisch bestritten wird, und zwar mit guten Argumenten. Zumindest kann keine Anordnung das Wetter, die Stimmung, die zufällige Unpässlichkeit, die Lehrsituation, das Lehrer-Schüler-Verhältnis, noch die individuelle Einstellung des Lehrers bei der Aufgabenstellung und deren Bewertung ausschalten. Es werden mannigfache Wege eingeschlagen, um wenigstens der Prüfungspsychose entgegenzuwirken. Aber was ist z. B. anstelle der üblichen Aufnahmeprüfung getreten? Die Prüfungspsychose verteilt sich nun auf die Testtage im Volksschuljahr und zusätzlich auf die Schulaufgaben für die Probezeit. Man hat sich eingesetzt für die Nerven des Kindes – und hat die Belastung vervielfacht. Wer behauptet, man gewöhne sich dann wenigstens an Prüfungen, der leugnet psychologische und empirische Erkenntnisse.

Zudem bilden Schulleistungstests in der Hand des Lehrers, der hohe Durchschnitte erreichen will, ein willkommenes Instrument, seine Klasse auf die zu erwartenden Aufgaben zu drillen. In manchen Klassen herrscht daher dauernd eine Testhochstimmung. Dem Test zuliebe (oder zu Lasten) fallen die Neigungsfächer, müssen sich alle Ideen und vielleicht sogar schöpferische didaktische Einfälle unterordnen, das heisst, sie bleiben auf der Strecke, und es herrscht genau das vor, was man heute im Interesse des Schülers vermeiden will: Der Druck der Leistung, der Drill, die Paukmethode, die Chancenungleichheit.

Die Entscheidungen der obersten Schulbehörden fallen freilich oft unter dem Zwang der politischen Verhältnisse und den Vorstellungen der Interessengruppen, die meist von Lehrern selbst erbracht werden. Dieselben Gruppen, die jedoch zehn Jahre vorher einen gewissen Modus für Prüfungen durchsetzen, verlangen zehn Jahre später mit den gleichen gewichtigen Gründen das Gegenteil und reden sich dabei auf den Fortschritt in den Bezugswissenschaften hinaus. Eine Reihe von Jahren danach

kommt man wieder zu Überlegungen, die denen vor zwanzig Jahren bis aufs I-Tüpfelchen gleichen.

Die kombinierte Methode

Dass die Notengebung allgemein Kopfzerbrechen bereitet und man fieberhaft danach trachtet, die bestmögliche Lösung zu suchen, beweisen die unterschiedlichen Methoden vieler Länder. Zahlen sieht man als einfachste, sachlichste, unmissverständliche und genaueste Art an, Leistungen einzuzuordnen. Aber anscheinend doch nicht genau genug! Darum baute man vielfach Eselsbrücken. Man verband nämlich den Zahlenwert mit einem verbalen Begriff. Wirft nun allein die mathematische Grösse in bezug auf die Unterscheidung schon genügend Fragezeichen auf, wieviel mehr jedoch nun gar der Ausdruck «sehr gut», «befriedigend», «ausreichend». Wer könnte allgemein gültig darlegen, warum z. B. «befriedigend» eine höhere Wertung sein sollte als «ausreichend»? Tatsächlich handelt es sich auch hier, genau wie beim Zahlensystem, um eine fiktive Einheit, und der Erfinder muss eine Gebrauchsanweisung mitliefern.

Noten abschaffen?

Es nimmt nicht wunder, dass viele Pädagogen angesichts der beträchtlichen Schwierigkeiten unser Sechzersystem zu ändern wünschen. Merkwürdigerweise aber geht aus Befragungen hervor, die meisten möchten es keineswegs vereinfachen. Obwohl sie sich manchmal stundenlang bei einem Schüler aufhalten und sie der schmale Grat zwischen einem Mangelhaft und einem Unzureichend verunsichert, verlangen sie nach weiterer Differenzierung. Sie glauben, mehrere Intervalle zwischen den derzeitigen Stufen erleichterten die Entscheidung. Das Gegenteil wäre der Fall! Gerade die feinen Unterschiede herauszufinden, macht das Zensieren so schwer! Also gäbe es nur eines: Schafft die Noten ab!

Aber, was spricht nicht alles dagegen?

- a) Die Schüler müssen beurteilt werden. Denn sie selbst, die Schule und die Gesellschaft haben ein Anrecht auf Information

über erbrachte Leistungen, auch die Statistik braucht Unterlagen.

b) Der Schüler selbst hat einen Anreiz nötig. Andererseits soll er auch die Grenzen seiner Fähigkeiten erkennen. Kein Mensch würde mehr ohne diesen Druck etwas lernen und leisten wollen. Man lernt für Prüfungen und Zeugnisse, wofür denn sonst? Fürs Leben wird ein Kind und ein Jugendlicher niemals lernen wollen!

c) Ausserdem entstehen durch die Wettkampfsituation in den Schulen (Hochschulen inbegriffen) Spitzenleistungen, die sonst kaum erbracht würden.

d) Wie könnte man in den freiwilligen weiterführenden Schulen eine Auslese treffen? Der Unterricht würde mit untauglichen Leuten überschwemmt und eine Menge Schüler (und Lehrer) sässen am falschen Platz. Diese und ähnliche Bedenken gaben bis jetzt hauptsächlich den Ausschlag für das Festhalten am Notensystem. Die letzte Überlegung ist wohl die entscheidendste. Denn kein denkender Mensch will für ein Chaos verantwortlich zeichnen: Ingenieure, die nicht rechnen können, Sprachenlehrer, die Grammatikfehler bauen usw..., weil keiner fortan durch die Qualifikation über seine Begabung und seine späteren beruflichen Möglichkeiten Bescheid erhält! In Verbindung damit wiegt der Hinweis auf das spätere Leben schwer.

Im späteren Leben

Jeder Mensch setzt sich im Leben Vergleichssituationen aus, er bewegt sich in Institutionen und Einrichtungen, in der seine Arbeiten kritisiert, begutachtet und beurteilt werden. Die Gegner unseres Notensystems sehen dies zwar ein, schlagen aber einen Kompromiss vor. Ausgehend von der Erfahrung in der Praxis, geben sie zu bedenken: Gewiss wird im Erwachsenendasein, im Arbeitskampf beurteilt! Aber wie denn? Es heisst: Diese Arbeit war sehr gut, war durchschnittlich, taugt nichts oder ähnlich. Die Berufe bewegen sich in den Augen der Gemeinschaft tatsächlich innerhalb dieser drei Kategorien:

Das ist ein sehr guter Arzt!

Der Installateur Meier? Wie üblich, ein paar Fehler, es geht!

Als Redner taugt er gar nichts usw.

Also gelangt man immer wieder zu den drei Unterscheidungen: Sehr gut, mittel und schlecht. Anders ausgedrückt: Spitzenleistung, Durchschnitt, ungenügend.

Es liegt an den fruchtbaren Tüfteleien, ob gut, befriedigend oder weniger befriedigend, ob wirklich sehr gut oder nur ein bisschen besser als gut, aber nicht ausgesprochen sehr gut, was die vielen Widersprüche auslöst und die tatsächliche Ohnmacht unseres Beurteilungssystems, eine Leistung wirklich gerecht einzustufen, ausmacht. Angesichts dieser Tatsachen wäre zu überlegen, ob nicht die drei Notenstufen des Lebens auch für die Schule genügen könnten. (Einschliesslich Beamtenbeurteilung!) Der Wert der Wettkampfstimmung, der Spitzenleistungen auf dem Schulaufgabenpapier, der hierarchischen Auslese und des Anreizes müsste einmal überdacht werden.

Bis jetzt wurde ja noch kein Gegenbeweis erbracht. Es gelingt freilich so lange nicht, als die gesamte Gesellschaft auf das vielfach eingeschworene Notensystem verfallen ist. Könnte man es von heute auf morgen vergessen machen, würde möglicherweise an Stelle der Angst vor der einen oder anderen Disqualifikation das Gefühl der schöpferischen Freiheit treten, das ganz andere Anreize auslöst.

Der holländische Psychologe de Groot jedenfalls möchte im Verein mit verschiedenen andern europäischen Kollegen eine solche Diskussion in Gang bringen. Sie müsste Hand in Hand gehen mit einer empirischen Unterrichtsforschung auf diesem Gebiet. Vorerst müsste man den Boden unter den Pädagogen bereiten. Statt über vorhandene Notensysteme zu jammern, sollten sie einmal versuchen, die Sache von einer anderen Seite zu betrachten. Verbesserungen entstehen immer dann, wenn zunächst das Vorhandene in Frage gestellt wird.

GESTALTABBAU

Noten

Note

Not

No!

aus: H. Schulmann: Fibel für Lehrer. Comenius-Verlag, Hitzkirch 1973.